

Gute Tage – schlechte Tage

Bergsteigen am Cotopaxi in Ecuador

Text und Fotos: Barbara Schaefer

Das Gehen löscht jedes Zeitgefühl aus. Die Nacht ist dunkel und der Berg ist steil. Von Anfang an rebelliert der inneren Schweinehund. Es gibt beim Bergsteigen - wie im richtigen Leben - gute Tage und schlechte Tage. Und was für einen du erwischst hast, weißt du sofort. Manchmal hüpfst du gemessegleich die Wände hoch, und manchmal hast du Bleiplatten in den Stiefeln und Wackersteine im Rucksack. Ich weiß, was für ein Tag dran ist. Was soll der Scheiß...wozu die Plackerei... lass es doch.. geh zurück in die Hütte. So mault der Innere mit mir. Du gehst da jetzt hoch, sag ich zu ihm. Zu mir. So geht das Stunde um Stunde, und der Wind raubt mir alle Kraft.

Wir sind fünfzehn Wahnsinnige auf der Tour zur "Avenida de los Volcanes" in Ecuador. Pichincha und Pasochoa, Antizana und Altar, Cotopaxi und Chimborazo bilden eine dichte Bergkette. Ein Dutzend Männer und drei Frauen wollen sie erobern: Edith, eine Ärztin aus Deggendorf mit Freund Stefan, Hauptmann bei der Bundeswehr; die zierliche Schwäbin Sonja, die sich vor einem Jahr mit Alf auf dem Kilimandscharo verlobt hat und das hier ihre Hochzeitsreise nennt. Ich bin solo, finde aber rasch reizende Begleiter: Andreas aus Antwerpen, Stefan aus München und "Gato Negro" aus Chile. Mit tiefdunklem chilenischen Rotwein – Gato Negro - prosten wir uns auf den Haciendas zu. Bis in die Nacht sitzen wir vor Kaminfeuern in feudalen Kolonialhäusern, uns eint die Überzeugung, dass Bergsteigen nicht mit Askese einhergehen muss. Der Rest der Gruppe schläft sich fit.

Das Klassenziel Cotopaxi stemmt sich 5987 Meter hoch in die dünne Luft und kann also nicht mal eben vom Bus aus erstiegen werden. Diverse Sparringspartner gilt es zuvor zu bekämpfen, allesamt knackige 5000er. Danach könnte man sich zurücklehnen, auf bunten Indiomärkten Souvenirs kaufen und Postkarten nach Hause schreiben. Aber die zehnstündigen Bergtouren auf die 5000er dienen nur als Mittel zum Zweck. Wir sollen uns akklimatisieren, jeden Tag in noch größere Höhen schleppen, damit wir am Cotopaxi nicht schlapp machen. Als Lohn und Verlockung zeigt er sich uns eines Morgens, die Sonne taucht den schönsten Berg

der Welt in zartes Rosa: Aus der Wolkendecke ragt der weltweit höchste aktive Vulkan. Der Kegel des Cotopaxi steht wie ein Geo-Dreieck in der Landschaft. Gabriel, Osvaldo und Fidel, unsere ecuadorianischen Bergführer, sind Mestizen, schöne schlanke Männer mit olivfarbener Haut. Bergführer ist in Ecuador ein begehrter Beruf, der geregelten Verdienst und Trinkgelder verspricht. Osvaldo spricht gut, Gabriel ausgezeichnet Englisch, außerdem etwas Italienisch, französisch und sogar japanisch. Fidel dagegen ist schweigsam, kein Latino-Charmeur wie seine Kumpels.

Gabriel predigt: Überschreitet nicht eure Grenzen! Der Gipfel ist nicht das Ziel, ihr müßt auch wieder runter! Wer beim Aufstieg all seine Kraft verbraucht, begibt sich und andere in Gefahr! Am Abend davor auf der kargen José-Ribas-Hütte, die so hoch wie der Mont Blanc liegt: 4800 Meter, stellt Gabriel ein großes Foto des Cotopaxi auf den Tisch, zeigt die Aufstiegsroute und liest uns die Leviten: Wenn das Wetter schlecht wird und die Bergführer zum Rückzug blasen: "Keine Widerrede." Niemand soll hier sein Leben riskieren. "Ihr könnt ja wieder kommen, der Cotopaxi wartet." Zu zwei Drittel lauft ihr mit dem Körper, aber das entscheidende Drittel mit dem Kopf, deshalb ist das wichtigste: "Think positiv." Wir schlucken. Früh trolen wir uns in die Schlafsäcke, ohne einen Tropfen Rotwein getrunken zu haben.

Keiner kann schlafen, der Wind heult um die Hütte, nicht auszudenken, wie sich das draußen anfühlt. Gabriel trommelt uns um 23 Uhr zusammen. Gegen die drohende Dehydrierung trinken wir Tee, bis wir Springbrunnen in den Ohren sprudeln hören. Gegen alle anderen Zeichen von Höhenkrankheit wie Schwindel, rasende Kopfschmerzen, Erbrechen, Ohnmacht und diverse Stadien von Verblödung hilft nur der sofortige Abstieg ins Tal. Sonst drohen Gehirnödem, Lungenödem und im schlimmsten Fall der Tod.

Um halb eins stehen wir vor der Hütte, der Wind bläst uns fast um. Stockfinstere Nacht. Wir stapfen los, jeder folgt dem Lichtkegel seiner Stirnlampe, den Fersen seines Vordermannes. Von Anfang an spüren wir, was diese ebenmäßige Form des Berges für den Bergsteiger bedeutet: Keine Passage, in der er ausruhen könnte, die weniger steil wäre, stetig geht es bergauf, selten in Serpentin, meist in direkter Linie. Weil außergewöhnlich viel Schnee liegt, legen wir schon bald Steigeisen an und binden uns ins Seil ein. Ich folge

Fidel wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Die stundenlange Schinderei beginnt, der einzige Gedanke, der in meinem Kopf Platz findet, ist eins, zwei, eins, zwei. Ich repetiere meine Schritte und kann nicht mal mehr bis drei zählen. Erste Stadien von Verblödung?

Rast hinter einer senkrechten Eiswand. Ich schließe einen Pakt mit dem Inneren: Wenn ich nach dieser Pause etwas erholter bin, geh ich weiter. Wenn nicht, dreh ich um. Schweigend mümmeln wir Schokolade, trinken Tee, starren blicklos umher. Der Wind heult. Wir brechen wieder auf, staken eine steile Flanke hinauf, nach wenigen Minuten bin ich wieder. Außer. Atem. Aus. „Fidel, ich drehe um.“ Gabriel schließt mit seiner Seilschaft auf und sagt, dass das nicht geht. Nach der Rast drehte ein Bergführer mit zwei Leuten um. Wie bitte?! Weil nicht alle fünf Minuten ein Bergführer umkehren kann, muß ich weitergehen. Wenn ich kotzen tät oder begänne, wirres Zeug zu reden, würde wohl einer mit mir absteigen. Erschöpfung allein scheint nicht zu zählen. "Bald machen die nächsten schlapp, dann könnt ihr zusammen umdrehen," flüstert Gabriel. Er lügt.

Stunden später. Gehen, immer gehen. Alle zwanzig Schritte Pause, dann alle zehn Schritte. Tief durchatmen, um möglichst viel der dünnen Höhenluft einzusaugen. Im Flieger hatte die Stewardess versprochen, beim Abfall des Sauerstoffgehalts würden automatisch Sauerstoffmasken herunterfallen. Schön wär's. "Schau", ruft Gabriel. Während rechts hinter uns die Lichter von Quito noch unter der Samtdecke der Nacht flimmern, zeigt sich links ein Goldstreif am Horizont. Im falben Morgenlicht steht unser Berg in seiner ganzen Schönheit da, seine wie mit dem Lineal gezogene Flanke zieht sich aus der Graslandschaft der Paramosteppe über alte Lavafelder bis zum Schnee hinauf. Die Sonne geht auf, bildschön wirft der Cotopaxi seinen Schatten auf die Wolken unter uns.

Wir erreichen eine Senke, der Wind läßt nach, nun ist es taghell. Wir rasten vor dem letzten, fast senkrechten Steilaufschwung. "Da wird es nochmal richtig gemein", hatten die Bergführer prophezeit. Und richtig: Zwei Seilschaften kriechen aufwärts wie Fliegen an den Stockwerken einer Hochzeitstorte. Ich lasse Pickel und mich in den Schnee fallen, schaue Fidel an und sage: "No way!" Ich schnupfe ihn an: Seit Stunden will ich nichts als runter und muss immer weiter hinauf auf

diesen Scheißberg. Keinen Schritt mehr. Entweder dreht einer mit mir um oder ich bleib hier sitzen.

Ein Mensch mit Gesichtsvermummung wie ein Bankräuber reicht eine Tasse heißes Wasser mit Honig. Das rinnt durch die Adern wie Tequila. Die Lebensgeister, die sich in der Körpermitte um den Solarplexus zur Krisensitzung versammelt hatten, nehmen ihre Arbeit wieder auf. Tränen einstellen. Verzweiflung auf kleinere Flamme fahren. Fidel rubbelt mich mit seinen Wollfäustlingen ab. Gabriel flüstert Beschwörungsformeln. Das schaffst Du noch, sind ja nur noch eineinhalb Stunden (!), ist doch nicht der Chimborazo, bloß der Cotopaxi. Be strong, be a woman! Laut herauslachend stehe ich mühsam auf, stoße den Eispickel in die Luft und rufe: "Verfluchter Berg!" Die anderen, die eben noch Tränen sahen, schauen mich zweifelnd an. Sie denken: Gehirnödem.

Um acht Uhr stehe ich auf dem Gipfel des Cotopaxi, 5897 Metern über dem Meer, tausend Meter höher als je zuvor in meinem Leben. Ich bin zu fertig, um zu fotografieren, um etwas zu essen, um mich zu freuen. Auch Edmund Hillary brach nach seiner Besteigung des Everests nicht gleich in Freudengeheul aus. "Well, we knocked the bastard off" grummelte er. "Nun, wir haben den Schweinehund geschafft." Ich japse nach Luft. Die anderen sehen aus wie Gespenster. Der Hauptmann kotzt in den Krater. Selbst der Bayer, der sich rühmte, in den Alpen "praktisch alles gemacht" zu haben, ist an seine Grenze gelangt. Alf und seine Sonja keuchen herauf, das zarte Persönchen wirkt nur ein bißchen bleicher um die Nase. Nebelschwaden und Wolken fetzen um den Gipfel, reißen auf, das düstere Kraterrund bleckt schwarz, rundum gleißen die Gipfel der Avenida de los Volcanes. Die Bergführer sagen, diese weite Sicht sei selten. Wir hätten großes Glück. Ich nicke und sehe nichts.

Barbara Schaefer

Auerstr. 44
10249 Berlin
Tel. +49 30 853 55 79
Mobil +49 171 544 6157
www.barbara-schaefer.de
kontakt@barbara-schaefer.de